

δύναμις

Studierendenzeitschrift der KU Linz



HALLO, SIE ARSCHLOCH!
VON ANSTAND UND HÖFLICHKEIT

Artikel
aus den
Fachbereichen
Theologie
Philosophie
und
Kunstwissenschaft

INHALT

THEOLOGIE

Knigge und die Theologen	8
Vom Herrenmahl zur Fürstentafel	10

PHILOSOPHIE

Die Arena der Argumente	6
-------------------------------	---

FORUM LITERATUR

Der Arschlochtest	4
Uni-Umfrage: Anstand vs. Höflichkeit, Arschloch vs. unhöflich/unanständig	14
Gespräche im Zug	15
Ein Schein von Höflichkeit	16
Einsamkeit	17
Tränen	17
Die Wahrheit	18
Trauer	18
Dunkelheit	19
Ferne	19
Der Antiquitätenladen	21

FRANK & FREI

Ein, zwei Zigaretten nur	26
Un_erhört – Uni_hört	27

EDITORIAL

Den Unterschied zwischen Anstand und Höflichkeit aufzuspüren ist nicht leicht. Dabei mangelt es nicht an konkreten Beispielen. Über Floskeln im Alltag führt der Weg zum etwas angestaubten Begriff der *Tischsitten*, streift die Begriffe der *Tugend*, der *Heuchelei* und des *Respekts*, bewegt sich weiter zur großen Frage nach adäquatem Verhalten alter Menschen oder dem anderen Geschlecht gegenüber, um sich schließlich irgendwann in die viel interessantere Frage zu verkehren, was denn unhöflich, was denn unanständig sei?!

Daran hängt viel, damit hat ein/e jede/r sich zu beschäftigen. Wem gegenüber man aus welchem Grund und aus welcher Berechtigung heraus sich unanständig zu verhalten erlaubt, mag so einiges über die eigene Identität verraten und – viel wichtiger – selbige aufzubauen und zu festigen. Die unhöfliche Geste wirkt um vieles stärker zurück auf denjenigen, der sie ausführt, als es bei der höflichen der Fall wäre. Unhöflich zu sein gehört nun einmal nicht zu der Art Konvention, die ein friedvolles Miteinander erlaubt. Freilich ist in dieser Tatsache enormes Potential zu finden. Sich dessen zu bedienen, ohne mit Sanktionen belegt zu werden, verlangt aber entweder die Schlauheit des Narren, oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe.

Für einen höflichen Satiriker wird sich niemand interessieren. Künstlerischer Ruhm gründet gewöhnlich nicht auf anständigen Verhalten und der Sinn politisch-demonstrativer Kundgebungen würde durch strenge Einhaltung der alltäglichen Normen in sein Gegenteil verkehrt. Um jenes dialektisch-revolutionäre und identitätsstiftende Potential nutzen zu können, das dem unhöflichen und unanständigen Verhalten innewohnt, bedarf es der Bühne und des Publikums oder einer Art Institution.

Kann die geisteswissenschaftliche Fakultät diese Funktion erfüllen? Was kann Hintanstellen von Anstand und Höflichkeit bewirken in einer *Arena der Argumente*? Der Kunst ist das revolutionäre Moment inhärent, wer sich ihr widmet, wird zwangsweise zumindest im passiven Sinn mit Konventionsbrüchen konfrontiert werden. Eine stets wertvolle Rückbesinnung auf den ursprünglichen Wortsinn der Philosophie als *Liebe zur Wahrheit* wird zum intuitiven Schluss führen, dass, wer sich einem derartigen Drang ernsthaft hingeben will, auf Höflichkeit und Anstand keine Rücksicht nehmen kann. Dasselbe gilt für den gläubigen Mystiker und seine Art des Weges und der Suche.

Unhöflich zu sein muss nicht heißen, jemanden zu beleidigen. Jedoch kann eine subtile Art der Zurücknahme von anständigem Verhalten jenes Feuer im Gespräch bedingen, das im besten Fall zur gemeinsam erstrittenen Erkenntnis führt. In dieser Hinsicht bedarf es von Zeit zu Zeit der Unanständigkeit, um dem korrumpierten Berufsethos vorzubeugen und das Selbstbild eines kritisch denkenden Menschen zu festigen. Der immerwährende Wert eines grundsätzlich höflichen Umgangs miteinander wird davon nicht angekratzt.

Das Team der *dynamis* wünscht gelungene Lektüre!

von Peter Schink

„HALLO, SIE ARSCHLOCH!“ – DAMIT BIN DOCH NICHT ICH GEMEINT, ODER?

Wie viel Arschloch (shithole) steckt in Ihnen als durchschnittlicher KU-Besucher, der sich (zwangsweise) auch regelmäßig in Linz aufhält? Zählen Sie, wie viele der untenstehenden Statements Sie mit „Ja“ beantworten, und lassen Sie sich von der Auflösung auf der nächsten Seite überraschen. Sollten Sie in der einen oder anderen Frage verblüffende Ähnlichkeiten mit Ihrer Person entdecken, so seien Sie versichert, dass diese bloß rein zufälliger Natur sind und absolut keine absichtlichen Anspielungen. Los geht's!

JA

1. Ich lasse des Öfteren meinen leeren Kaffeebecher irgendwo stehen. Irgendjemand wird ihn schon wegräumen.
2. Ich esse gerne intensiv duftende Nudelboxen im Klubraum, ohne danach das Fenster zu öffnen.
3. Ich komme regelmäßig zu spät zu Vorlesungen, ohne beim Betreten des Saales zu grüßen oder mich zu entschuldigen.
4. Ich störe dann die übrigen Studierenden, weil ich mir geräuschvoll den besten Platz suchen muss.
5. Ich finde es für mich lehrreich, während einer Lehrveranstaltung unentwegt mit meinem Sitznachbarn zu reden. Wir flüstern ja!
6. Ich stelle während Lehrveranstaltungen gerne spontan absolut themenferne Fragen.
7. Bin ich mit den Personen, welche sich freiwillig für das Sommerfest-Komitee melden, nicht einverstanden, so lasse ich zufällig die Liste verschwinden.
8. Wenn ich lange vor Beginn einer gut besuchten Lehrveranstaltung im Hörsaal 1 ankomme, setze ich mich an einen Randplatz und bin anschließend darüber empört, wenn ich wiederholt aufstehen muss um andere Studierende in die Reihe zu lassen.
9. Ich packe drei Minuten vor Ende der Vorlesung geräuschvoll meine Tasche zusammen und warte in Startposition, bis die Vorlesung zu Ende ist.
10. Für meine Vorlesung benötigtes Material, wie den Overheadprojektor, lasse ich nach Benützung einfach stehen. Warum? Siehe Frage 1.
11. Über Studierende, welche nicht dem klassischen Mainstream entsprechen, mache ich mich lustig, obwohl ich selbst Geisteswissenschaften studiere.
12. Ich bezeichne Bauern als Menschen mit niederem Intellekt, weil pauschal alle Bauern Dialekt sprechen.
13. In öffentlichen Verkehrsmitteln blockiere ich zur Rushhour stets mit meiner Tasche den Sitz neben mir.
14. Sobald die Bim kommt, dränge ich mich zu den Eingangstüren, sodass niemand Platz zum Aussteigen hat.
15. Kupfermuckn-Verkäufer*innen ignoriere ich gekonnt.
16. Spendenkeiler*innen auch.

17. Ich melde mich pro forma zu mündlichen Prüfungen mit begrenzten Plätzen an, nur um dann kurzfristig meine Anmeldung zurückzuziehen.
18. Im Zentrum lasse ich meine Getränkeschulden auf einen dreistelligen Betrag anwachsen.
19. Im Klubraum vergesse ich gelegentlich, mein Geschirr abzuwaschen.
20. Meine Studienwahl ist die einzig richtige. Studierende der anderen Fakultäten nehme ich nicht wirklich ernst.
21. Ich lege in der Uni politische Werbung oder islamfeindliche, hetzerische Flyer auf.
22. Kleine Gefälligkeiten nehme ich als selbstverständlich, das Wort „Danke“ ist überbewertet.
23. Bücher aus der Bibliothek bringe ich öfters erst nach der ersten Mahnung zurück.
24. Das Handy kann man auch nach dem ersten Läuten während der Lehrveranstaltung stumm schalten.
25. Die Ergebnisse der Namensfindung für „Zentrum-Neu“ lehne ich selbstsicher ab, obwohl ich selbst keinen Vorschlag gebracht habe.
26. Probleme mit Kolleg*innen diskutiere ich lieber hinter dem Rücken dieser, als mit den Betroffenen selbst.
27. Ich schummle bei Prüfungen. Denn nicht fürs Leben, für die Uni lernen wir.
28. In der Pause während einer Vorlesung stürme ich möglichst schnell Richtung Kaffeeautomat, um nicht lange warten zu müssen.
29. Ich lasse mich gerne von Äußerlichkeiten täuschen.
30. Ich komme unvorbereitet in Seminare und kann dann zu Gruppenarbeiten nichts beitragen.
31. Meine geisteswissenschaftliche Disziplin ist die wichtigste.
32. Ich kenne mich auf sämtlichen Themengebieten dieses Planeten aus und hab überall meinen Senf dazugeben.
33. Ich kann mein Handy oder den Computer bedienen und gleichzeitig mit jemandem sprechen/jemandem zuhören.

Auswertung:

0 x ,Ja': Gratulation! Sie sind definitiv kein Arschloch, waren aber mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit noch nie an der KU oder gar in Linz. ;)

1–11 x ,Ja': Sie sind ein kleines Arschloch, das sich auf Kosten anderer manchmal das Leben ein bisschen angenehmer macht. Überlegen Sie einmal, welche von Ihren Jas eigentlich entbehrliche Angewohnheiten sind und ob Sie bereits unter der einen oder anderen Angewohnheit anderer gelitten haben.

12–22 x ,Ja': Ein bisschen Arschloch steckt doch in jedem. In Ihnen nur leider ein bisschen mehr. Jetzt mal im Ernst: Warum?

Faulheit? Bequemlichkeit? Schlechte Organisation? Große Überzeugtheit bezüglich der eigenen Person? Bekommen Sie Ihren Arsch hoch! Und: Bescheidenheit ist eine Zier!

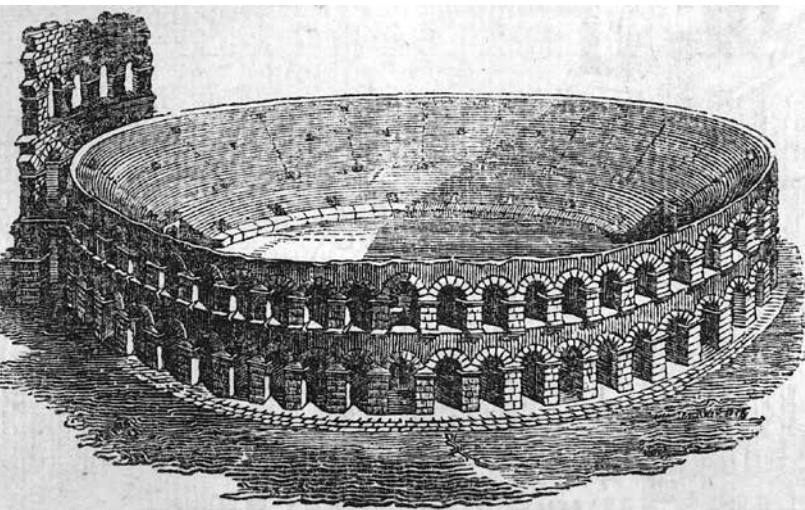
23–33 x ,Ja': Gratulation! Sie sind ein riesiges Arschloch! Ihre Handlungen mögen Ihnen nicht so schlimm erscheinen, aber Sie machen anderen in engagierter Kleinarbeit tagtäglich das Leben mühsamer als es sein müsste. Sie sind wie ein Pickel am Arsch: Eine gewisse Zeit lang ist er zu ertragen, aber irgendwann muss er aufhören das alltägliche Leben zu behindern, denn eigentlich kann man nur eins über ihn sagen: Er nervt! Er nervt, er nervt, er nervt, er nervt. ER NERVT!

anonym

DIE ARENA DER ARGUMENTE

I.

Das Hauptportal unserer Universität ist eine Höflichkeitsmaschine: Seine doppelte Ausführung scheint geradezu dafür prädestiniert, es sich beim paar- oder gruppenweisen Passieren mit wechselnden Rollen aufzuhalten. Körper und Worte schlagen dabei dezente Pirouetten. Monolithische Ichs werden aufgebrochen und schieben sich in die Bezirke von anderen Ichs. Diese



moderaten Bewegungen sind wichtige Vorübungen für jene größeren, die nötig sind, um „Öffentlichkeit“ herzustellen. Aus diesem Grund – und überhaupt – finde ich es unmöglich, für jemanden, der weniger als fünf Meter hinter mir geht und vermeintlich ebenfalls das Haus betreten oder verlassen wird, *nicht* die Türe zu öffnen. Einmal tat ich es für zwei Damen aus dem Lehrkörper, die, so kam es mir vor, ihren Feminismus unter der nachmittäglichen Sonne wie eine Hellebarde (oder doch wie eine Gitarre?) vor sich hertrugen: Mit eleganter Gebärde ließ ich ihnen den Vortritt und erntete dafür von beiden ein leises und etwas verschämtes „Danke“; die innere Tür musste ich dann *auch* selbst aufmachen. Trotz dieses Minimalverlaufs war es mir eine (diebische) Freude. Ein anderes Mal war

ich Teil eines Viererverbands, der von der Bethlehemstraße in das Gebäude wollte. Das gegenseitige Türeaufhalten geriet zu einer komplexen Choreografie aus Blicken, Gesten und Schritten. Zusätzlich warf ich ein launiges „Alle wollen heute in die KU!“ in das Quartett. Daraufhin erwiderte der Vordermann mit einem Grinsen im Gesicht: „Kaum zu glauben ...“ Höflichkeit gepaart mit Ironie – eine zweifache Selbst-Distanzierung.

II.

Aber ist Höflichkeit wirklich in meinem Sinne zu verstehen? Oder ist sie vielleicht doch nur – wie andere meinen – ein Relikt aus dunkler, rollenderterminierter Vergangenheit, nur eine präpotente männliche Angewohnheit, die sich bevorzugt an Frauen austobt und sie damit als hilf- und harmlose Wesen festlegt? Was ist dann aber mit der Höflichkeit der Männer untereinander? Und was mit jener, die Frauen Frauen oder auch Männern entgegenbringen? Kompliziert.

Der „Kluge“ leitet das Adjektiv „höflich“ vom mhd. „hovelich“ ab, was „der Sitte des Hofes gemäß“ meint; auch „hübsch“ hat diese Bedeutung.¹ Und „Anstand“ (die zweite titelgebende Tugend dieses Heftes) ist die Abstraktbildung von „anstehen“ und im Sinne von „passen, sich schicken“ zu begreifen; seine heutige Bedeutung verdankt der „Anstand“ vor allem der Ableitung „anständig“, in der interessanterweise das „Zaudern“ mitschwingt, dessen Fehlen dann „anstandslos“ ist.²

Da der Hof des Herrschers die früheste Form von Öffentlichkeit bildete, lässt sich Höflichkeit somit tatsächlich als Strukturprinzip von dieser begreifen. Später, ab dem 17. Jahrhundert, entwickelte sich parallel zur höfischen die *bürgerliche Öffentlichkeit*, die sich in den neu entstandenen Salons, Kaffeehäusern und Ateliers als „permanente Diskussion unter Privatleuten“³ begründete. Diese Zusammenkünfte von fremden Menschen standen unter ganz anderen Vorausset-

zungen wie jene am Hofe. Statt dem „Zeremoniell der Ränge setzt sich tendenziell der *Takt der Ebenbürtigkeit* durch.“⁴ Und genau dieser ist für unser heutiges Verständnis entscheidend: Höflichkeit anerkennt den *Anderen als Gleichen* und schafft damit überhaupt erst den geistig-institutionellen Rahmen, in dem ein vernünftiger Diskurs des *Allgemeinen* möglich wird. Sie ist daher Garant und Türöffnerin der *öffentlichen Arena der Argumente*, in der es dann durchaus heftig *zur Sache* gehen kann.

Unsere Katholische Universität ist trotz des Wörtchens „privat“ in ihrem Namen klarerweise eine solche Arena. Deswegen sind die Höflichkeiten, die auf ihrer Schwelle ausgetauscht werden – oder eben auch nicht –, von einiger Brisanz.

III.

Höfliches Verhalten, das einander begegnende Fremde an den Tag legen, kann als wechselseitige Verpflichtung interpretiert werden, vom Be-

sonderen, vom Persönlichen abzusehen und sich im Raum des Allgemeinen, in dem allein *Wahrheit* und *Politik* gedeihen können, *vernünftig* zu begegnen. Das impliziert, die eigenen Befindlichkeiten, die eigenen Verletzungen ob der harten Diskurslage, die eigene fragile „Identität“ außen vor zu lassen und *sachlich* zu bleiben. Und es bedeutet ebenso, die Privatheit der anderen zu respektieren, weil „zivilisierte Beziehungen zwischen Personen nur soweit gelingen, wie die hässlichen kleinen Geheimnisse des Begehrens, der Habgier, des Neids darin eingeschlossen bleiben.“⁵

Höflichkeit und Anstand schließen also mit den hitzigen, partikularen Agenten des psychischen Haushalts ein Stillhalteabkommen und befähigen so das Subjekt, *bedachtsam* in den weiten Raum der Öffentlichkeit, in den universalen Menschen-Raum einzutreten. Dieser Akt der intentionalen Umformatierung ist als kurze Stockung der Selbst-Verständlichkeit fühlbar. Der große schweizerische Schriftsteller Markus Werner hat ihn so gefasst: „Allein das Zögern ist human.“⁶ Hübsch.

von Franz Naarn

1 Vgl. KLUGE. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearb. v. Elmar Seibold, 25., durchges. u. erw. Auflage, Berlin/Boston 2011, 421 bzw. 428.

2 Vgl. ebd., 49.

3 Habermas, Jürgen, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft [1962], Frankfurt a. Main, 1990, 97.

4 Ebd. (Hervorh. F. N.) 5 Sennett, Richard, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität [1974], Frankfurt a. Main 1991, 17.

6 Werner, Markus, Am Hang, Frankfurt a. Main ¹⁵2017, 92.

Bildnachweis:

Grafik „Amphitheater“ aus: Brockhaus Bilder-Conversations-Lexikon, Bd. 1, Leipzig 1837, 73.

KNIGGE UND DIE THEOLOGEN

Wenn es um gutes Benehmen geht, kommt man an einem Namen nicht vorbei: Adolph Freiherr Knigge (1752–1796). In seinem 1788 erschienenen Werk *Über den Umgang mit Menschen* (für diesen Artikel verwendet: GÖTTERT, Karl-Heinz (Hg.): Adolph Freiherr Knigge: *Über den Umgang mit Menschen*, Hamburg 2004; alle Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe) befasst sich Knigge auch mit Gläubigen und Atheisten, mit echter Frömmigkeit und religiöser Heuchelei, mit Geistlichen und Theologen.

Den 27. Absatz des dritten Kapitels des ersten Teiles widmet Knigge den „Andächtlern, Frömmern, Heuchlern und abergläubischen Leuten“ (S. 123). Der Autor unterscheidet hier zwei Typen: den „frommen Edlen“ und den „Heuchlern“. Während der fromme Edle von tiefem Glauben und echter Religiosität getragen ist und einen ehrlichen, maßvollen, ausgeglichenen, liebevollen Charakter hat, missbraucht der Heuchler die Religion, um für sich gesellschaftliche Vorteile zu ergattern. Charakterlich entspricht er dem, was wir heute als „Radfahrersyndrom“ kennen: gegenüber der Obrigkeit zeigt er sich unterwürfig, die Armen und sozial Schwachen missachtet er. Während der fromme Edle seinen Glauben innerlich, für sich lebt, spricht der Heuchler ständig über Religion, um sich als besonders fromm zu präsentieren – und zu kaschieren, dass er seinen Glauben in Wahrheit gar nicht ehrlich meint.

Der 28. Absatz gehört den „Deisten, Freigeistern und Religionsspöttern“ (S.125). Knigge bedauert diese Menschen: „Ein Mann, der unglücklich genug ist, sich von der Wahrheit, Heiligkeit und Notwendigkeit der christlichen Religion nicht überzeugen zu können, verdient Mitleiden“ (ebd.). Knigge empfiehlt, Nichtgläubigen trotzdem mit Toleranz zu begegnen, wenn diese, im Gegenzug, religiösen Menschen die selbe Toleranz entgegenbringen. Religionskritiker, die über Religionen spotten und gläubige Menschen beleidigen, aber sollten mit Verachtung gestraft oder mit Argumenten ermahnt werden. Und wenn das nichts hilft empfiehlt der Vordenker

des guten Benehmens wortwörtlich: „So stopfe man ihm wenigstens, wenn es irgend möglich ist, sein Lästermaul!“ (ebd.)

Das vierte Kapitel des dritten Teiles befasst sich mit dem Umgang mit Geistlichen. Dabei gelten die von Knigge vorgebrachten Ratschläge, Charakterisierungen und Vorwürfe sowohl für katholische wie für protestantische Kleriker. Auch hier zeichnet er wieder ein duales Bild. Da sind einerseits die idealen Geistlichen, die ihrer „Gemeinde Bruder, Freund, Wohltäter und Ratgeber“ (S.341) sind, die sich durch „Bescheidenheit, Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Uneigennützigkeit“ (ebd.) auszeichnen. Und sich anderen Konfessionen gegenüber tolerant verhalten, was in Knigges Augen Teil der Apostelnachfolge ist. Doch gibt es andererseits, so Knigges Vorwurf, auch welche, die dieses hohe Ideal nicht erfüllen. Diese Kleriker wären nur unzureichend gebildet, würden sich schlecht benehmen, und wären ohnehin nur an den mit ihrer Stellung verbundenen Pfründen interessiert. Theologie würden sie nur als „trockene Wissenschaft und [...] einträgliches Handwerk“ (S. 342) betreiben, ohne damit den ihnen anvertrauten Gläubigen Erbauung oder praktische Hilfestellung leisten zu können. Am schwersten für Knigge wiegt aber, dass diese Kleriker anderen Religionen und Konfessionen gegenüber nicht tolerant seien, sondern im Gegenteil einander beschimpften und verdammten – und das, obwohl sie oft selbst nicht wirklich gläubig seien, sondern charakterlich eher dem oben genannten Heuchlertypus entsprächen.

Knigge rät, in Gesellschaft generell nicht über religiöse Themen zu sprechen. Denn daraus könnten sich Konflikte, Beleidigungen, Provokationen und ähnliche unangenehme Situationen entwickeln. Umso mehr gilt dies, wenn Geistliche anwesend sind, da diese von solchen Gesprächen und den daraus möglicherweise resultierenden Unannehmlichkeiten persönlich betroffen wären. Ebenso darf man sich über einen Kleriker in Gesellschaft nicht lustig machen, auch dann nicht, wenn er durch peinliches Verhalten selbst für Lächer-

cherlichkeit sorgt. Bei Tisch soll man Geistliche gut bewirten.

Über alltägliche häusliche Belange sollte man mit einem Geistlichen nur sprechen, wenn dieser ein guter Bekannter oder Freund der Familie ist. Umgekehrt schickt es sich für einen Kleriker nicht, sich unaufgefordert in familiäre Angelegenheiten des Gastgebers oder der Gastgeberin einzumischen. Ein allzu vertrauter Umgang zwischen einer Frau und ihrem Beichtvater sollte ebenfalls vermieden werden. In finanziellen Belangen empfiehlt Knigge, Priestern ausstehende Gebühren oder Honorare pünktlich und exakt zu entrichten. Er rät davon ab, zu viel Geld zu zahlen, da sich der Kleriker sonst für die Zukunft immer ein Trinkgeld erwarten würde.

Wenn man in einem Kloster eingeladen ist, sollte man genug Appetit und vor allem Durst und Trinkfestigkeit mitbringen. Außerdem verfügt man als idealer Klostergast über Humor, Bildung (vor allem in Latein und Kirchengeschichte) und Kunstverständnis. Als Gesprächsthema ist fast alles erlaubt, vor allem Politik und Tagesgeschehen seien besonders beliebt. Hüten sollte man sich aber vor Gesprächen über Literatur, die Aufklärung und andere Ordensgemeinschaften. Besonders heikel und somit tunlichst zu vermeiden sind dabei Diskussionen über den Jesuitenorden.

Deutlich wird, wenn man Knigges Ansichten über Religion, Klerus und Theologie betrachtet, dass er ein Kind seiner Zeit ist. Adolph Freiherr Knigge ist ein Denker der Aufklärung. Die spiegelt sich wider in seiner Betonung der Toleranz, aber auch darin, dass er Religion, Theo-

logie und Seelsorge an ihrer Nützlichkeit für die Gesellschaft misst. Das Verhältnis zwischen Aufklärung und Kirche war alles andere als harmonisch, weswegen Knigge empfiehlt, sich gegenseitig zu tolerieren, Religion als Gesprächsthema in Gesellschaft zu vermeiden und umgekehrt, mit Geistlichen nicht über die Aufklärung zu diskutieren. Ebenfalls als Mensch des 18. Jahrhunderts zeigt sich Knigge in seinen Empfehlungen, in Klöstern über Tagesgeschehen und Politik zu sprechen. Schließlich lebten viele Mönche und Nonnen, vor allem in kontemplativen Orden, damals noch in strengerer Klausur, bekamen daher wenig von der Außenwelt mit, und waren dankbar über Neuigkeiten. Auch das Verbot, über die Jesuiten zu sprechen, wird verständlich, wenn man bedenkt, dass der damals umstrittene Orden 1773 von Papst Clemens XIV. aufgehoben wurde. Das Thema war bei der Abfassung des Werkes wahrscheinlich noch zu aktuell und barg daher noch viel Konfliktpotential.

1820 wurde Knigges *Über den Umgang mit Menschen* übrigens bei der Inquisition angeschwärzt und sollte auf den Index der verbotenen Bücher kommen. Knigges Benimmbuch, so der Vorwurf, würde dem katholischen Geist zuwiderlaufen und die Menschen zum Egoismus verführen. Am Ende des Verfahrens aber entschied ein Zweitgutachter, dass die Benimmregeln des Freiherrn unbedenklich seien. Zumindest hier folgte die Inquisition, historisch betrachtet sonst ja eher nicht für gutes Benehmen und korrektem Umgang mit Menschen bekannt, der kniggeschen Empfehlung, Toleranz zu üben.

von Andreas Haider

VOM HERRENMAHL ZUR FÜRSTENTAFEL

*Christlich-theologische Einflüsse auf die Tischsitten
der Antike und des Mittelalters*

Gutes Benehmen fiel nicht einfach so vom Himmel. Es hat eine lange, Jahrhunderte dauernde Entwicklungsgeschichte. Auch religiöse Gebräuche, Gewohnheiten und Gebote hatten auf die Entwicklung von Verhaltensregeln Einfluss. Daher möchte ich an Hand der Tischsitten der Spätantike und des Mittelalters aufzeigen, wie Judentum und Christentum die Entwicklung guten Benehmens bei Tisch beeinflusst – und manchmal auch verzögert – haben.

Biblisch speisen

Das Judentum des Alten Testaments kannte viele Speisevorschriften, die für gläubige Juden und Jüdinnen bis heute gültig sind. Erlaubt ist nur, was koscher ist, Tiere müssen korrekt geschächtet werden, damit das Blut ausfließen kann, und Milch- und Fleischspeisen werden strikt getrennt. Zunächst wurden diese Speisegebote auch von den ersten Christ*innen noch eingehalten, schließlich handelt es sich bei ihnen um Judenchrist*innen, die die Regeln ihrer früheren Religion auch im neuen Glauben noch praktizierten. Als sich aber immer mehr Heid*innen zum Christentum bekannten, übernahmen diese die jüdischen Speisegesetze nicht, was nicht selten zu Konflikten mit judenchristlichen Kreisen führte. Paulus propagierte daher die Freiheit von den jüdischen Gesetzen und die Eigenverantwortlichkeit des Gewissens, sodass sich das Christentum langfristig gesehen ohne Speisegebote entwickelte (auf mittelalterliche Ausnahmen gehe ich unten ein).

Schon das antike Judentum kannte Tischsitten und Zeremonien. Bei einem Festmahl brach der

Gastgeber zuerst das Brot und verteilte die Brotstücke an die Gäste. Während des Brotbrechens sprach er ein Dankgebet. Danach folgte das eigentliche Sättigungsmahl, und nach dessen Ende wurde Wein ausgeschenkt, wobei der Gastgeber auch über den Wein ein Dankgebet aussprach. Diese Rituale, die auch beim Letzten Abendmahl durchgeführt wurden, übernahmen die Gemeinden des Urchristentums ebenfalls für ihre Mahlzeiten. Im Laufe der Zeit aber wurden das Brechen des Brotes und das Ausschütten des Weins zu einem Ritual zusammengelegt und theologisch mit der Erinnerung an den Opfertod Jesu verknüpft. Es wurde im Urchristentum als „Herrenmahl“ nach dem Sättigungsmahl durchgeführt.

Sättigungsmahl und Herrenmahl lagen im frühen Urchristentum noch in einem Festmahl beisammen, das Teil des Gottesdienstes war. Allerdings entluden sich an dieser Praxis immer wieder soziale Konflikte innerhalb der christlichen Gemeinden. Der Grundgedanke war, dass die Gemeindemitglieder ihre Speisen teilten. Reiche aber konnten mehr und reichhaltigere Speisen beisteuern als Ärmere. Außerdem hatten sie, die nicht auf Arbeit angewiesen waren, länger Zeit zu essen, während die Christ*innen aus den unteren Schichten, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten mussten, oft zu spät kamen und vor leergegessener Tafel standen. Oft aß jede*r nur noch, was er/sie mitgebracht hatte, wodurch erst recht kein Teilen zustande kam. Anstatt dass das gemeinsame Mahl zu einem Symbol der Einheit geworden wäre, wurde es zum Indikator für Ungleichheit. Paulus empfiehlt daher, das Herrenmahl und das Sättigungsmahl voneinander zu trennen, und nur noch das Herrenmahl in Ge-

meinschaft zu vollziehen. Das Herrenmahl selbst wurde dabei zu einem rein religiösen Ritual ohne Sättigungscharakter.

Im ursprünglich jüdischen Gebet über Brot und Wein liegt nicht nur der Grundstock für die Eucharistiefiern, es ist auch die Wurzel der Tischgebete, die bis heute vor dem Essen gesprochen werden und in mittelalterlichen Tischzuchten als wichtiger Teil des höfischen Benehmens bei Tisch erwähnt werden.

Hungerkünstler in der Wüste

In der Übergangszeit zwischen Spätantike und Frühmittelalter entwickelte sich im Christentum eine Askesekultur. Vor allem die ägyptischen Wüstenväter, die als Vorläufer des christlichen Mönchtums gelten, waren, neben ihrer Frömmigkeit und vor allem Weisheit, für ihr strenges Fasten berühmt. Angeblich meditierten einzelne Wüstenväter tagelang in der Wüste, ohne einen Bissen Nahrung oder einen Schluck Wasser zu sich zu nehmen. Von Altvater Apoll wird berichtet, er hätte ausschließlich Pflanzen gegessen, die gerade aus der Erde wuchsen, aber kein Brot, keine Hülsenfrüchte und auch keine Früchte, die auf Bäumen wuchsen. Andere begnügten sich mit etwas Brot, Wasser und Wildkräutern. Dabei wurden die Fastengebote höchst individuell ausgelegt. Eine Geschichte erzählt von zwei Mönchen aus Jerusalem, die während der Fastenzeit zu Gast bei einem Wüstenvater waren. Als ihnen dieser etwas zu Essen servierte, stellten die Jerusalemer den Wüstenvater zur Rede, warum er denn die Fastenzeit nicht einhalten würde. Dieser antwortete, mit Verweis auf die Bibel, dass er immer Fasten könne, er aber nur an diesem einen Tag die Gelegenheit hätte, sie als Gäste zu bewirten und dass Gastfreundschaft als Akt der Nächstenliebe einen höheren Wert hätte, als Fasten.

Das Fasten war für die Wüstenväter das Fundament ihrer Spiritualität, auf der alle anderen Glaubensdisziplinen aufbauten. Denn wer jederzeit seinem leiblichen Hunger nachgeben könne, der hungere auch nicht nach Gott. Außerdem würden beim Essen und Trinken nicht so sehr Hunger und Durst gestillt, sondern hauptsächlich der Lust zu Essen, dem Rausch und der

Gier gefrönt. Erst wenn man die Lust und Gier nach Nahrung besiegt hätte, könne man sich, so die Wüstenväter, auch dem Kampf gegen andere Laster wie Zorn oder Habsucht stellen.

In einer Schrift des Wüstenvaters und Klostergründers Cassian über die „Acht Laster“ nimmt denn auch die Völlerei und Schlemmerei den ersten Platz ein. Cassian nennt darin die „Gastrimargie“, was so viel bedeutet, wie den Magen bis zum Äußersten zu strapazieren. Er verurteilt nicht das Essen und Trinken, um den Hunger zu stillen, sondern das Essen um des Genusses willen. Übermäßiger Nahrungsmittel- und Alkoholkonsum würden egoistisch und zügellos machen. Somit wäre man auch gefährdet, alle anderen Sünden zu begehen. Völlerei würde vor allem gierig machen, und aufgrund dieser Gier zu Tumulten bei Tisch führen. Cassian spielt hier auf die „Tischsitten“ der heidnischen Römer an. Cicero etwa schreibt, dass nach einem solchen Gelage der Speisesaal einem Schlachtfeld glich, einem Chaos aus verschüttetem Wein, Speiseresten und Fischgräten. Als ob er ein Gegenbeispiel zum heidnischen Rom entwerfen wolle, fordert Cassian die Mönche auf, nicht wild über das Essen herfallen, sondern sich bei Tisch zurückhaltend, diszipliniert und gesittet zu benehmen.

Christlich tafeln ohne Gabel

Das große biblische Vorbild für die Tischgemeinschaften des Mittelalters war das Letzte Abendmahl. Brot und Wein durften daher auf der höfischen Tafel nicht fehlen; sie waren aber nicht nur zur Sättigung und zum Durstlöschen bestimmt, sie hatten durch die Verbindung zum Leib und Blut Christi auch symbolischen Charakter. Benimmbücher des Mittelalters erwähnen neben dem Tischgebet, das dem Mahl vorausgehen soll, auch die Regel, Brot zu brechen und nicht zu schneiden. Auch hier ein Verweis auf das Letzte Abendmahl.

Die ersten schriftlichen Benimmregeln bei Tisch finden sich in den Regeln der Orden. In den Klöstern war es üblich, dass ein Mönch oder eine Nonne während des Mittagessens aus der Bibel oder der Ordensregel vorlas. Dieser Brauch des „Tischlesens“ ging auf die Ordensregel Benedikts von Nursia zurück. Damit sollten die Or-

denkmänner und -frauen auch während des Mahles zu Besinnung und Meditation angehalten werden. Es war daher unerlässlich, dass die Ordensleute beim Essen so wenig Geräusche wie möglich machten, damit man den/die Vorleser*in auch verstand. Schmatzen, Rülpsen, mit Tellern oder Besteck klappern wurde daher immer mehr geächtet.

Theologen waren es auch, die im Mittelalter als erste allgemeine Benimmregeln aufgeschrieben haben. Im 12. Jahrhundert etwa Hugo von St. Victor in seinem Werk „De institutione novitarius“, oder Petrus Alphonsi in seiner Schrift „Disciplina clericalis“. Im Jahre 1241 verfasste Johannes von Garland seinen 662 Verse umfassenden Text „Morale scolarium“, in dem er über die Tischsitten schreibt. Weltliche Autoren folgten erst ab dem 13. Jahrhundert. Außerdem kam kirchlichen Schulen und Klöstern als Bildungseinrichtungen eine wichtige Rolle bei der Verbreitung von Benimmregeln und Tischsitten zu. Adelsprösslinge und angehende Kleriker, später auch reiche Bürgersöhne, lernten in ihnen die gesellschaftlichen Umgangsformen.

Bei Tisch spiegelte sich auch die soziale Ordnung der mittelalterlichen Gesellschaft wieder, im Falle des Klerus der zwischen hoher und niederer Geistlichkeit. Das wird anschaulich bei einem Essen, das der Bischof von Lisieux 1425 anlässlich seiner Einsetzung für den Erzbischof und das Domkapitel gab. Dabei bekamen die Prälaten jeweils zwei Gerichte, während ein Domherr jeweils nur die Hälfte und ein Kaplan nur ein Viertel der Portion bekam. Die Teller der beiden Bischöfe waren auch die einzigen, die zugedeckt serviert wurden und somit warm blieben, während die Speisen der anderen allmählich erkalten.

Die Nahrungsaufnahme des Mittelalters war allerdings nicht nur sozialen Regeln unterworfen, auch religiöse Gebote und Verbote spielten eine große Rolle. Die Kirche verbot ihren Gläubigen beispielsweise Pferdefleisch und das Fleisch von ersticken Tieren, die etwa in einer Falle umgekommen sind. Besonderen Einfluss auf den Speiseplan der Menschen hatte die Kirche über ihre Fastengebote. Zirka siebzig Tage des Jahres waren Fasttage (die Fastenzeit von Aschermittwoch bis Karsamstag, die Adventzeit, Freitage, Buß-

und Fasttage am Beginn der Jahreszeiten oder vor bestimmten Kirchenfesten), an ihnen durfte kein Fleisch konsumiert und nur eine Mahlzeit am Tag gegessen werden. Wobei sich im Laufe des Mittelalters Ausnahmeregelungen für Kranke, Schwangere, Ammen, Arme, Kleinkinder und Alte entwickelten.

Ähnlich wie die Wüstenväter der Antike sah auch die mittelalterliche Kirche im Essen eine potentielle Sündengefahr. Die Todsünde der Völlerei begingen nach damaliger Meinung sowohl diejenigen, die zu viel, aber auch diejenigen, die aus Lust und Genuss aßen. Im Jenseits mussten diese Leute mit schlimmen Qualen rechnen, die ihre irdischen Vergehen widerspiegelten: sie kochten, schmorten, brieten im wahrsten Sinne in der Hölle. Detailreich schilderten die Geistlichen die Qualen der Sünder*innen, die entweder in Teig gebacken, mit Knoblauch geröstet oder gespickt dem Teufel und seinen Dämonen zum Fraße serviert würden.

Auch zu feines Benehmen bei Tische konnte als Sünde angesehen werden, wie eine Begebenheit aus dem Leben des heiligen Bonaventura zeigt: Ein Doge von Venedig war mit einer Prinzessin aus Byzanz verheiratet. Während in Europa noch mit den Fingern gegessen wurde, war es im Byzantinischen Reich schon üblich, die Gabel zu benutzen. Die Byzantinerin aß daher mit einer Gabel, was ihr von Seiten der Tischgemeinschaft viel Missgunst einbrachte und einen Skandal in Venedig auslöste. Als die Prinzessin kurz darauf krank geworden war, erklärte Bonaventura, dass dies die Strafe Gottes für ihren Hochmut und ihre übertriebene Feinheit sei.

Überhaupt ist das Verhältnis zwischen der Kirche und der Gabel ein eigenes Kapitel. Die Kirche sträubte sich lange gegen die Gabel. Theologen des Mittelalters sahen in ihr ein Teufelswerkzeug, das im krassen Widerspruch zum Schöpfungswerk Gottes steht. Denn schließlich hat Gott dem Menschen Finger gegeben, damit er diese auch zum Essen benutzt. Eine Gabel sei daher überflüssig. Noch Martin Luther und Erasmus von Rotterdam äußerten sich ablehnend über die Gabel, und bis ins späte 17. Jahrhundert hinein waren Menschen, die mit einer Gabel aßen, eine Seltenheit.

Verfressene Asketen

Zwiespältig gestaltet sich ein Blick auf die Tische und in die Küchen mittelalterlicher Klöster. Zum einen sollten die Ordensleute Askese halten. Die Ordensregel der Benediktiner sah für Mönche nur zwei warme Mahlzeiten am Tag vor. Fleisch durften ursprünglich nur die Kranken essen, damit sie wieder zu Kräften kommen. Für alle anderen galt vegetarische Kost. Zum anderen wurden diese Vorschriften schon im Laufe des frühen Mittelalters immer mehr aufgeweicht, sodass sich die Klöster zu regelrechten Hochburgen der Völlerei entwickelten. Im Kloster Saint-Germain-des-Pres vertilgte im 9. Jahrhundert ein durchschnittlicher Mönch an einem normalen Tag etwa 6000, an einem Festtag sogar 8000 Kalorien (vegetarischer Kost). Die Ordensleute begannen allmählich auch, Fleisch zu essen, zunächst noch gemeinsam mit den Kranken im Krankenhaus, das im Laufe der Zeit den bezeichnenden Namen „Fleischhaus“ bekam. An Festtagen war der Zustrom der Mönche ins Krankenhaus enorm, und an Fasttagen musste man sie sogar vehement am Zutritt (und Fleischkonsum) hindern. Auch die Kritik durch Konzilien und einzelne Kleriker, etwa Bernhard von Clairvaux, konnte dieser Entwicklung nicht Einhalt gebieten. Doch neben diesen Auswüchsen der Völlerei gab es auch echte Asketen, die sich an das Armutsgelübde hielten und nur Brot, Fisch und Wein auf ihrem Speiseplan hatten, allen voran die Franziskaner.

Abseits der Exzesse im „Fleischhaus“ war die durchschnittliche Klosterküche aber meist nur auf verschiedene Variationen von Getreide, Gemüse und Fisch beschränkt, aus denen allerdings besondere Gaumenfreuden kreiert werden konnten. Vor allem die Verwendung verschiedenster Gemüsesorten unterschied den Klostertisch von der Tafel des Adels. Führend waren die Klosterküchen auch in der Verwendung von Kräutern und Gewürzen, was daher rührte, dass sich in fast jedem Kloster ein Garten für Heilkräuter befand. So wurden die Klöster und ihre Speisen Vorbild für die mittelalterlichen Kochbücher, die oft Klosterküchen als Quellen für ihre Rezepte angaben.

Im Laufe der Neuzeit färbten die Tischsitten des Adels und des Klerus auch auf das Bürgertum ab und wurden zum Allgemeingut. Manches, was im Mittelalter schon galt, ist bis heute üblich, etwa dass Brot gebrochen und nicht geschnitten wird. Auch dass man während des Essens ruhig ist und keine Geräusche wie Schmatzen oder Rülpsen von sich gibt, hat sich bis heute im Abendland erhalten. Andere Kulturkreise haben diesbezüglich andere Regelungen. Anderes, etwa das Tischgebet ist in einer immer säkularer werdenden Gesellschaft eher auf dem Rückzug. Es wird von heutigen Benimm-Expert*innen nur noch für den kirchlichen Kontext empfohlen, wenn davon ausgegangen werden kann, dass die Mehrzahl an der Tafel damit einverstanden ist.

von Andreas Haider

Literatur:

- Antes*, Peter (Hg.), Christentum und europäische Kultur. Eine Geschichte und ihre Gegenwart, Freiburg/Basel/Wien 2002.
Baumann, Christoph Peter, Der Knigge der Weltreligionen. Feste, Brauchtum und richtiges Verhalten auf einen Blick, Freiburg/Basel/Wien 2011.
Elias, Norbert, Über den Prozess der Zivilisation. Sozialgeschichte und psychogenetische Untersuchungen, Frankfurt a. M. 1997. (2 Bände)
Kogler, Franz (Hg.), Herders neues Bibellexikon, Freiburg/Basel/Wien 2008.
Gielen, Marlis, Paulus im Gespräch – Themen paulinischer Theologie (BWANT 186), Stuttgart 2009.
Hutter, Clemens M., Iuvavum. Alltag im römischen Salzburg, Salzburg 2012.
Laurioux, Bruno, Tafelfreuden im Mittelalter. Kulturgeschichte des Essens und Trinkens in Bildern und Dokumenten, Stuttgart/Zürich 1992.
Mielenbrink, Egon, Benehmen ist auch Christensache. Menschliche Umgangsformen christlich gedeutet, Würzburg 1971.
Schultz, Uwe (Hg.), Speisen Schlemmen Fasten. Eine Kulturgeschichte des Essens, Frankfurt/Leipzig 1993.

UNI-UMFRAGE

*Anstand vs. Höflichkeit,
Arschloch vs. unhöflich/unanständig*

Wir haben uns auf der Uni umgehört. Was definiert jemanden genau als „Arschloch“? Ist er deswegen schon unanständig, oder doch nur ein unhöflicher Mensch? Ist Anstand und Höflichkeit nicht eh dasselbe oder doch ganz was anderes?

Hier die Definitionen einiger befragter Studierender:

ANSTAND

- = positiver als Höflichkeit
- = individuell erzogen
- = Tugend
- = zwanghaft
- = ein Muss
- = es „gehört sich“, wird erwartet von anderen;
Beispiel: die Hand geben
- = Anstand gehört zum guten Ton in der Gesellschaft und wird von dieser erwartet

HÖFLICHKEIT

- = normierte Umgangsform
- = gesellschaftlich anerkannt
- = sowohl Anstand und Höflichkeit haben je einen bitteren Beigeschmack für das Zusammenleben in einer Gesellschaft
- = beide Extreme (sowohl Anstand, als auch Höflichkeit) sind schlecht, darum Mittelweg wichtig
- = Art und Weise, wie du jemanden Respekt zollst
- = zwanglos
- = etwas Nettes
- = Erziehung; wird dir beigebracht, wenn du Höflichkeit erlernt hast, kannst du auch anständig sein
- = Umsetzung des Anstands z. B.: höflich Kritik äußern

von Magdalena Freund

UNANSTÄNDIG

- = Assoziation mit etwas Sexuellem
- = Normen/Werte einer Gesellschaft verletzen;
Beispiel: persönliche Geschenke nicht dankend annehmen

ARSCHLOCH

- = ein Mensch, der absichtlich, provokant auf sein Recht pocht, der jemand anderem keinen Platz gönnt und sich auch noch gut dabei fühlt
- = ärgere Form von ein „Arsch“ sein; Beispiel: selber die wenigste Leistung bei einer Gruppenarbeit beitragen, die anderen die Arbeit machen lassen, und als Einziger die Lorbeeren einheimen
- = absichtlich provokant sein
- = ein Mensch, der absichtlich, im vollen Bewusstsein andere verletzt und kränkt

UNHÖFLICH

- = jemand hat keinen Anstand
- = Missachtung der Gepflogenheiten einer Gesellschaft; Beispiel: Geschichte-Lehrerin im Unterricht – NS-Zeit Thematik – sagt zu schlafendem Schüler: „Gott sei Dank gibt's keine NS-Zeit mehr, sonst hätten wir so Leute, Behinderte, nicht heute hier sitzen.“

GESPRÄCHE IM ZUG

Gerade noch den Zug erwischte sitze ich nun da, auf einem Vierertisch im hintersten Zugabteil. Angenehm ruhig kommt es mir heute vor, als ich beginne, in meinem Buch zu lesen. Zeile für Zeile, Haltestation für Haltestation.

Nun füllen sich nach und nach die Sitzplätze und es beginnt ein wenig lauter zu werden. In heutiger Zeit vor allem auffallend: das Smartphone. Ganz hinten ein jüngerer Mann, der zuvor noch genüsslich sein Sandwich von Subway verpeiste, sitzt nun mit Handy und Kopfhörern da und starrt in den Bildschirm. Was mag er wohl für Musik hören und was sieht er sich an?

Bei dem Burschen vor ihm ist dies nicht zu überhören, gar offensichtlich. Bei voller Lautstärke scheint er die Zeit mit irgendwelchen Videos totschiessen zu wollen. Eine Änderung seiner gelangweilten Miene wäre mir dabei noch nicht aufgefallen.

Nun versuche ich aber weiter in meinem Buch zu lesen und erwische mich jetzt auch selbst dabei, mein Handy checken zu wollen. 12:58. Keine Nachrichten. Ich lese weiter. Gegenüber von mir hat sich nun ein japanisches Ehepaar platziert. Am Viererplatz daneben ein Mann mittleren Alters. Diesen scheint bereits die im Zug vorherrschende Unruhe, vor allem verursacht durch die lauten Stimmen, die aus dem Smartphone des jungen Burschen kommen, zu nerven. Doch keiner sagt etwas. Jeder sitzt stillschweigend da. Auch ich versuche mich weiter auf mein Buch zu konzentrieren.

Nun beginnt das Pärchen gegenüber von mir etwas lauter zu sprechen und Fotos von der Umgebung zu schießen. Meine Konzentration ist nun sowieso verschwunden und ich ärgere mich darüber, meine Kopfhörer zuhause liegen gelassen zu haben. Ich lege das Buch weg und beginne mit der Frau gegenüber von mir ein Gespräch in das später auch ihr Ehemann einsteigt. Da mir der vorherrschende Tourismus in Hallstatt bereits bekannt ist, vermute ich, dass auch dieses Pärchen dorthin unterwegs ist. Auf Englisch unterhalten wir uns und mein Vorurteil, dass dieses japanische Pärchen wohl nach Hallstatt reist, wird

bestätigt. Weiter im Gespräch mit Ihnen erfahre ich, dass sie gerade Österreich und Deutschland erkunden. 17 Tage lang reisen. Schön muss das sein, denk ich mir. In Bad Ischl steigen sie dann aus und wir verabschieden uns höflich. Der Mann am Vierertisch nebenan, der schon etwas unruhig zu sein schien, steigt nun auch aus.

Und wie die einen gehen, kommen wieder neue Leute in das Zugabteil. Ein etwas älterer Herr im Wanderoutfit steigt ein und setzt sich mit einem kurzen „Servus“ gegenüber von mir hin. Nun blickt er auf die indische Familie neben uns. Sogleich holen Eltern und auch Sohn Handy inklusive Ladekabel aus den Taschen. Stillschweigend sitzen sie nun da und starren in die Smartphones, wie es scheint, sicher auch der restliche Zug.

Doch nun soll sich etwas ändern. Der Mann gegenüber von mir, der noch kurz einen Bissen von seinem Hühnchen aus seinem Rucksack nimmt, wendet sich zu mir. Offensichtlich wird ihm die Lautstärke im Zug, vor allem verursacht durch die moderne Technik, etwas zuwider. „Na, des gibt's jo ned!“, ruft er kaum zu überhören in das Zugabteil, „alle sitzns mit dem Handy da. Idiotisch. Vier Leut gegenüber und ka einziger Mensch schaut si in de Augn!“

So beginnt eine kleine Diskussion über das Smartphone, den auch die restlichen Anwesenden im Zugabteil mitbekommen. Sogar der junge Bursche, der bis jetzt noch bei voller Lautstärke in seinem Handy versunken zu sein schien, schaltet dieses aus. Natürlich erst nachdem der ältere Mann ihn mit einem weiteren Kommentar darauf aufmerksam macht, dass es unerhört sei ohne Kopfhörer bei voller Lautstärke Leute im Zug zu belästigen.

Weiter im Gespräch mit dem Mann fallen Begriffe wie „Manipulation“, „Zeitverschwendung“ und dergleichen. Auch scheint ein Freund von ihm ebenfalls Opfer des Smartphones geworden zu sein. Letztendlich gelangen wir zum eigentlichen Grund, weshalb der übermäßige Handykonsum ein Problem ist. Zur Unhöflichkeit heutzutage, sich nicht mehr richtig zu unterhalten und kostbare Zeit mit dem Bildschirm zu verschwenden.

Da steigt der, wie ich nun erfahre, in Deutschland studierende, jüngere Mann ins Gespräch ein. Die Eltern seien zu Besuch aus Indien ...

Und so ergibt sich ein tolles Gespräch, welches fast das ganze Zugabteil umfasst. Es wird gelacht und von Reisen erzählt. Über dies und das geredet. Leider bin ich nun auch an meiner Ausstiegsstelle und verabschiede mich bei dem Mann und der Familie.

Den restlichen Tag muss ich immer wieder an den Mann denken, der einfach laut und ehrlich sagte was er denkt und dabei zwar zuerst Wirbel machte, doch im Endeffekt ein schönes Gespräch unter Menschen schaffte. Ein Ereignis, welches die üblichen alltäglichen Langweiligkeiten etwas angenehmer macht und ein Lächeln ins Gesicht zaubert.

von Elisabeth SüB

EIN SCHEIN VON HÖFLICHKEIT

du musst höflich sein

du musst höflich sein

du musst höflich sein

du musst höflich sein

musst höflich sein

höflich sein

sein

Schein

von Stefan Gassenbauer

EINSAMKEIT

Versunken unter Hass und Wut,
blind vor Wut und taub vor Hass,
erkenne ich das Licht nicht mehr
und höre auch die Stimme Gottes nicht,
die uns den Weg weist mit einem Gedicht.

Verzweifelt irren wir in der Dunkelheit,
alleine

verloren und freudenlos.

Da steht der Tod, er

versucht mich zu locken,

mit einem verführerischen Angebot.

Weit weg zu sein von der endlosen Dunkelheit dieser

Welt, von der Einsamkeit.

Einfach nicht zu existieren.

So reicht er mir eine Klinge, deren Schneide
selbst hier im Finstern blitzt. Und er flüstert

mir ins Ohr „Tu es“.

Doch ich tu es nicht, denn die

Einsamkeit ist hier und dort.

All die Hoffnung ist fort.



TRÄNEN

Tränen aus Blut,
weine ich vor Wut, Hass auf Gott und diese Welt,
auf alles was mich quält.

Der Schmerz sitzt tief und mein

Herz das nach dir rief,

das wie ein kalter Stein in meiner Brust lag,
es starb.

Leblos Schritt ich durch diese dunkle Welt.

Brach zusammen gepeinigt von Eis und
Wind.

Blutrote Tränen rannen über meine Wangen
und ich hörte die Engel wie sie sangen.

Die bittere Kälte bohrte sich in meine Knochen,
die Erinnerung war verlorn,

keinen klaren Gedanken konnt ich nun
fassen, selbst das Atmen fiel mir schwer,
denn du hattest mich verlassen.



DIE WAHRHEIT

Die Wahrheit ist, wir sind allein.
 Auf immer und ewig bin ich dein.
 Doch wessen soll ich sein?
 Einst hab ich Gott mein Wort gegeben,
 doch weiß ich nicht nach was wir streben.
 „Auf ewig bin ich dein“,
 sagte ich.
 Und jetzt bin ich doch allein.
 Die Stille ist so laut, die Luft
 erstickt mir meine Haut,
 die Finsternis blendet mich,
 alleine verende ich,
 alleine in der Finsternis unser aller Sünden.
 Sie sind wie eine Decke, die über uns lastet und
 nicht ein einziger Schrei dringt durch zu Gott.



TRAUER

Ich trauere um die Sonne, um
 das Prickeln auf meiner Haut,
 wenn ihre Strahlen meine Wangen berühren.
 Denn auch, wenn wir sie
 noch sehen,
 hat sie uns längst verlassen.
 Uns in die Kälte unserer eigenen Herzen verbannt.
 Wir sind vergessene Kinder Gottes,
 verdammt in die Ewigkeit.
 Denn die Erinnerung an uns ist verloren in Dunkelheit.

DUNKELHEIT

Eine Schlucht, eine
tiefe Schlucht,
tut sich vor mir auf.
Man stürzt in die Dunkelheit,
man merkt,
dass man ganz alleine ist,
hier in der Dunkelheit.
Doch erst jetzt merkt man, dass man
schon vor dem Sturz alleine war.



FERNE

Ich blicke in die Ferne
und denke mir
„Wofür?“
Die gnadenlose Kälte der
anderen erdrückt mich fast,
zwingt mich selbst kalt zu sein.
Meinen Traum lebt jemand anderer.
Meine Welt ist nicht mehr.
„Wofür?“
„Wofür lebe ich?“
Für die Ferne!
Für den Gedanken, weit weg von hier zu sein.
Für die Hoffnung!
Für die Ferne!
Sehnsucht nach der Ferne.



alle Gedichte, Fotos und Grafiken von Nicole Hochholzer



Katholische Privatuniversität Linz

Bethlehemstraße 20
4020 Linz
oeh@ku-linz.ac.at

RÜCKBLICK AUF DAS ÖH-JAHR

Nach einem Jahr heißt es Halbzeit in unserer ÖH-Funktionsperiode. Nutzen wir die Gelegenheit, um auf das Jahr zurückzublicken.

Die Aufgabe der ÖH ist für uns mehr, als nur in den vielen verschiedenen Gremien des Hauses zu sitzen und dort Sprachrohr für die Anliegen der Studierenden zu sein. Neben unserer klassischen Vertretungsarbeit haben wir versucht, mit verschiedensten Veranstaltungen den Studienalltag etwas aufzulockern. Egal ob ÖH-Café, Katakombenfest, Adventandacht oder Sportfest. Hier wollen wir eine kleine Abwechslung für euch bieten. Und das von der ÖH finanzierte Sommerfest soll dieses Studienjahr bestens ausklingen lassen. Großes Danke an das Festkomitee!

Neben vielen Veranstaltungen wollen wir für euch auch im täglichen Betrieb den Uni-Alltag verbessern. Deswegen wurde der Clubraum letztes Jahr mit finanzieller Unterstützung unserer KU Linz renoviert und neu eingerichtet. Genauso beteiligten wir uns am Ankauf des neuen Bücherscanners in der Bibliothek, denn dadurch profitieren schließlich auch wir Studenten. Und auch für die warme Jahreszeit wurden nun Möbel angeschafft, die unseren Garten für Studierende attraktiver gestalten sollen.

Du willst uns unterstützen, hast Lust, selbst mitzumachen oder hast Wünsche und Anregungen? Dann melde dich bitte bei uns persönlich oder unter: oeh@ku-linz.ac.at.

Erholsame Sommerferien wünscht das ÖH-Team!

DER ANTIQUITÄTENLADEN

Mein Leben sollte eigentlich nie etwas Besonderes sein, doch wie es sich im Laufe dieser Geschichte erweisen wird, war es nicht nur besonders, sondern regelrecht unfassbar.

Ich war eines der vielen Kinder der Nachkriegszeit, ich wurde direkt in diese gemischte Atmosphäre der Verzweiflung und Hoffnung hineingeboren. Man konnte an jeder Straßenecke Wiens sowohl das Leid, als auch die neu erwachte Aufbruchsstimmung der Menschen spüren. Meine Mutter wurde auch von ihr gepackt, sie wurde regelrecht von der Siegesstimmung der amerikanischen Soldaten angesteckt. Ich kannte meinen Vater nicht, alles was ich über ihn weiß ist, dass er einer dieser Soldaten war. Über meine Mutter wusste ich etwas mehr, was aber auch nicht sehr viel ist, denn ich lebte schon seit ich mich erinnern konnte bei meiner Großmutter. Meine Mutter war eine hübsche, junge Frau, die nur sehr selten auf Besuch kam und meiner Großmutter immer ein Säckchen voll Geld gab. Meine Großmutter sagt mir immer, meine Mutter hätte keine Zeit für mich, weil sie nicht mit meinem Vater verheiratet wäre und deswegen in einer Fabrik arbeiten müsse. Aber nicht selten kam es bei ihren Besuchen dazu, dass sie mich aus dem Zimmer schickten und dann konnte ich sie immer laut streiten hören. Bei meiner Großmutter zu leben war nicht sehr einfach, denn ich spürte immer, dass ich ihr lästig war und sie versuchte es auch gar nicht zu verstecken, außerdem musste ich ihr, seit ich in die Schule ging, bei ihrer Arbeit helfen, da wir am Stadtrand Wiens in einer Pension wohnten und meine Großmutter hier Mädchen für alles war.

Kapitel 1

Ich war erschöpft und fühlte mich ungewollt, so stand ich auf, wie jeden Morgen, zog meine abgetragenen alten Kleider an, ging in die Küche und wusch mich, während meine Großmutter

von ihrem ersten Rundgang zurückkam. Sie sagte immer, es wäre der wichtigste des ganzen Tages, da die Gäste morgens erst den Dreck in dem Waschraum bemerken würden, den sie am Vorabend verursacht hatten. Bevor ich in die Schule aufbrach, streckte sie mir noch eine Schnitte Brot entgegen und sagte, ich solle es mir gut einteilen, man wisse ja noch nicht, ob ich mir nach der Schule mein Abendbrot verdienen würde. So packte ich es in meine Tasche, zog meinen alten, dunkelbraunen Wollmantel, der übersät von Motenlöchern war, an und verließ die zwei Zimmer, die mir weniger wie ein Zuhause als ein Gefängnis erschienen.

Sofort rief mir Tom zu „Eva, Eva, Eva ...“, er stand an der Straßenecke und wartete auf mich, um gemeinsam mit mir zur Schule zu gehen, wie immer. Tom war der Sohn eines Antiquitätenhändlers, der ein Geschäft direkt gegenüber der Pension besaß. Als wir an der Schule ankamen, standen wir nun vor diesem riesigen, Ehrfurcht einflößendem Gebäude. In der Schule war es nicht viel besser als bei meiner Großmutter, es war dunkel, ernst und der Geruch vergangener Zeiten strömte durch die Gänge, ein leichter Hauch von Angst lag in der Luft. In meiner Klasse waren wir 18 Kinder, doch der Klassenraum erschien so groß, dass wir fast verloren wirkten. Unser Lehrer, Herr Jungmayer, war ein strenger, verbitterter Mann, der keine Mädchen mochte, da er dachte, es wäre verschwendete Zeit, uns etwas bei zu bringen, und das merkten wir auch. Neben mir saß immer Karin, sie war ein aufgedrehtes, lustiges Mädchen, das seinerseits auch keine Ahnung hatte, wofür sie einmal Divisionen brauchen sollte und so kritzelte sie die meiste Zeit nur auf ihrer Schreibtafel vor sich hin. Natürlich bemerkte Herr Jungmayer ihre fehlende Aufmerksamkeit und bat sie, die Aufgabe an der großen Tafel zu lösen. Karin stand nur zögerlich und sehr verunsichert von ihrer Bank auf, sie trat nach vorne und stand vor der Aufgabe, während wir alle sie anstarrten, die Luft war zum Zerrei-

ßen gespannt, man konnte ganz deutlich das Ticken der Klassenuhr hören, ticktack, ticktack, tick. Der Lehrer erhob sich von seinem Pult und sagte „Warum bist du eigentlich hier, es sieht nicht so aus, als ob du auch nur den geringsten Willen hättest, etwas zu lernen, naja vielleicht kann mans dir ja einbläuen, los leg deine Hände auf die Tafel, an der du so jämmerlich versagt hast.“ Er drehte sich um und nahm die Rute aus der Schublade seines Pultes, während Karin vor Angst zitternd ihre kleinen zarten Hände auf die Tafel legte und schon hörte man dieses markdurchdringende Geräusch, als die Rute ihre Hände traf und ihr ein kleiner schmerzgefüllter Quicker entkam. „Setz dich wieder in deine Bank, vielleicht hast du ja jetzt etwas mehr Motivation zuzuhören. Nun da die Lösung immer noch nicht gefunden ist, muss es wohl ein anderer versuchen, nicht wahr, wie wäre es denn mit dir Eva Lay.“ Erschrocken blickte ich von meiner kleinen Tafel auf, ging nach vorn und löste die Aufgabe nach kleineren, anfänglichen Schwierigkeiten korrekt, denn im Gegensatz zu Karin hatte ich zu viel Angst um nicht aufzupassen.

Als dieser schrecklich lange Schultag vorbei war, gingen ich und Tom nach Hause, dabei packte er sein Pausenbrot aus, sein Vater war deutlich großzügiger als meine Großmutter, denn er hatte nicht nur eine Scheibe Brot mit Butter, sondern auch Käse und einen Apfel mit. So wie wir es seit jeher machten, teilte er auch dieses Mal wieder mit mir. Zuhause angekommen, verabschiedeten wir uns und ich ging durch die Eingangstür der Pension, durchquerte die Eingangshalle, grüßte den Besitzer Herrn Kolauski und trat in den Hof hinaus, wo eine alte Holzterrasse in die kleine Wohnung meiner Großmutter führte. Sie wartete bereits auf mich, kaum legte ich meinen Mantel ab, bekam ich auch schon einen Eimer und einen Putzlappen in die Hände gedrückt. Sie meinte, der Wasorraum sehe schon wieder schrecklich aus und ich solle ihn noch putzen bevor ich in den Zimmern Staub wische. So beugte ich mich meinem Schicksal und trottete die Treppe hinunter. Im Wasorraum angekommen sah ich was Großmutter meinte denn der eher kleine Raum, der eine Toilette, eine Dusche und ein Waschbecken beinhaltete, war wirklich sehr schmutzig. Der Boden war fast schwarz von dem Schmutz, den die Gäste mit den Straßenschuhen hereintrugen, es schien als wäre es jetzt im Winter noch schlimmer. Die Gäste, die sich sonst so höflich

benahmen, verloren diese Eigenschaft scheinbar in diesem Raum, die Handtücher lagen verstreut auf dem Boden, die Seifenstücke waren vom Dreck dunkel gefärbt und der Wasserhahn war wieder einmal nicht richtig abgedreht. So setzte ich mich auf den Boden und schrubberte und schrubberte, während der Wasserhahn in immer gleichbleibendem, unaufhörlichem Takt tropfte. Um mein Abendbrot zu bekommen, musste sich meine Großmutter später im Boden spiegeln können, wenn sie zur Kontrolle kam, was sie jeden Tag machte. Ich war immer froh, wenn ich damit fertig war, denn die Arbeit in den Zimmern machte mir im Gegensatz dazu gar nicht so viel aus, ich fand es sogar interessant zu sehen, wer die Gäste so waren und was für Dinge sie so auf ihre Reise mitbrachten und außerdem empfand ich das Staubwischen nicht als schwere Arbeit. Die Zimmer waren sehr schön und jedes auf seine Art anders, sie waren mit Möbeln aus dem Geschäft von Toms Vater eingerichtet. Die Gäste ließen viel liegen, wenn sie nicht in Ihren Zimmern waren und so hatte ich viel zu sehen. Schöne mit Perlen bestickte Abendkleider, welche die Damen auf ihren Betten liegen ließen oder Schmuck, der auf dem Nachtkästchen lag, einige Musikinstrumente und alle möglichen Arten von Koffern. Meine Großmutter sagte mal zu mir, dass diese Pension keine gewöhnliche sei, da die meisten anderen nur für Herumtreiber seien, doch diese, weil sie auch größere und schönere Zimmer hätte, meist wohlhabende Gäste beherberge. Manchmal, wenn ich noch etwas Zeit hatte bevor Großmutter kam, setzte ich mich auf einen Stuhl in einem der Zimmer und stellte mir vor, ich wäre selbst nur ein Gast. Ich ließ meine Gedanken schweifen, bis ich in den Schminkspiegel sah und dieses dünne, dunkelhaarige, schmutzige Geschöpf erblickte, das ich nun einmal war. Die Tür öffnete sich einen Spalt und meine Großmutter, die hier alle Frau Lay nannten, betrat den Raum. „Hast du schon das Bett gemacht, so sieht es nämlich nicht aus!“ Ich entschuldigte mich voller Angst und machte es nochmal. Als das erledigt war, entließ sie mich wie jeden Abend bis das Essen fertig war, was eigentlich hieß, bis sie in der Küche zwei Stunden lang mit der Köchin getratscht und dann das übriggebliebene Essen der Gäste hinauf in unsere Wohnung getragen hatte. Meine Großmutter verdiente kein Geld, sie arbeitete nur für die Wohnung und das Essen. Während dieser zwei Stunden

meiner Freiheit, zog ich mir saubere Kleider an und besuche Tom. Auf der Straße war hektisches Treiben und als ich versuchte sie zu überqueren wurde ich beinahe von einem Wagen überfahren. Ach, was für ein Segen das für Großmutter gewesen wäre, dachte ich im Stillen. Jetzt, in der Dämmerung, sah der Antiquitätenladen mit seinem hellen, warmen Licht irgendwie mystisch aus. Ich öffnete die Tür und ein Bimmeln verkündete mein Eintreten. Toms Vater stand hinter dem Kassenpult und grüßte mich: „Hallo Eva, heute bist du aber etwas spät dran.“ Ich erwiderte: „Hallo Herr Behrens, meine Großmutter lässt ihnen einen Gruß ausrichten.“ Das tat sie zwar nur einmal bisher, aber er schien sich so darüber zu freuen, dass ich es jetzt jedes Mal sagte, wenn ich in seinen Laden kam. Sobald Tom mich hörte, kam er schon angerannt und packte mich bei der Hand, wir liefen nach hinten ins Lager und er zeigte mir die neuen Möbel. Es waren Kommoden, Schränke und Beistelltische. Das Erste, was wir taten, war in jeder einzelnen Schublade nachzusehen, ob ihr vergangener Besitzer etwas darin vergessen haben könnte. Ich fummelte gerade an einem Nachtkästchen herum, als Tom voller Freude „gefunden“ rief. Er drehte sich zu mir um und streckte mir eine Brosche entgegen, die er aus einer reich verzierten Kommode hatte. Er kam näher und hielt sie mir zur genaueren Betrachtung unter die Nase. Sie bestand aus goldenen Blättern die sich in einem Kreis verschlangen und Früchte aus Perlen und Glitzersteine trugen. „Da wird sich Papa aber freuen“, sagte er mit einem Leuchten in den Augen und wir gingen nach vorn. „Sieh sich einmal das einer an, da hat mir ja wohl wieder einmal einer mehr verkauft, als er wollte.“ Er legte die Brosche in eine Vitrine im Bereich seines Kassenpults fasste sich in die Hosentasche und reichte uns zwei Karamellbonbons. Die Freude eines solchen Fundes trieb uns allen dreien immer ein Lächeln ins Gesicht und ließ mich immer wieder meine Realität vergessen. In diesen Momenten fühlte ich mich wie ein Teil von Toms Familie. Ein liebender Vater, der mit so viel Liebe und Wohlwollen auf seine Kinder blickt, oder überhaupt irgendein Eltern teil, der Anteil am Leben seines Kindes nimmt, erinnerte mich schmerzhaft an das was mir fehlte. So saßen wir beide jetzt wieder hinten im Lager und erfreuten uns an den Bonbons, als Tom mich aus heiterem Himmel fragte, was eigentlich mit meinen Eltern wäre. Erstarrt von seiner Di-

rektheit versuchte ich eine Erklärung für etwas zu formulieren, das ich selbst nicht recht erfassen konnte, doch noch bevor ich ein Wort sagen konnte, fing er plötzlich an, mich zu fragen, ob ich mich gar nicht wundern würde, wo eigentlich seine Mutter sei und wiederum bevor ich darauf antworten konnte, begann er von ihr zu erzählen.

Natürlich hatte ich schon einige Geschichten, die sich die Leute so erzählten, gehört, aber meine Großmutter meinte zu so etwas immer – und da stimmte ich auch zu – dass man auf das Geschwätz von Fremden nicht sehr viel Wert legen sollte. Aber ich war eben noch ein Kind und natürlich war ich wie gefesselt von Toms Erzählung. Er berichtete mir alles, was er wusste und all seine Erinnerungen. Seine früheste war, dass er an ihrer Hand über den Markt spazierte und er sehr traurig war, als er einen Käfig voller Tauben sah. Als sie das bemerkte, ging sie zu dem Händler und kaufte eine davon, obwohl es schwierige Zeiten waren und sie nicht sehr viel hatten, war ihr das Lächeln ihres Sohnes doch mehr wert als alles Geld der Welt. Sie nahm also die soeben gekaufte Taube, so sanft, als würde sie Watte halten, in beide Hände und gab sie Tom und mit einem liebevollen Lächeln sagte sie zu ihm „Dieser einen können wir die Freiheit schenken“, und so ließ er sie los. Aber es waren nicht nur schöne Erinnerungen, denn wie er sagte, wurde sie immer trauriger und nichts konnte mehr dieses Lächeln hervorzaubern, das er so sehr vermisste. Eines Tages, als er morgens nach dem Aufstehen in ihr Zimmer kam, sah er wie sein Vater ihren Koffer packte, während sie nur teilnahmslos auf ihrem Sessel saß und in die Luft starrte. Als sie Tom bemerkte, brach sie in Tränen aus und faselte Seltsames vor sich hin, in voller Verzweiflung und nach Luft japsend beteuerte sie immer wieder, dass sie kein böser Mensch sei und dass alles keinen Sinn ergebe, dass sie Blut nicht möge und sie nicht wisse, warum alles nach Eisen schmecke. Toms Vater bemerkte ihn erst nicht, da er ihm den Rücken zudrehte und sich fragte, welche Kleider er seiner Frau noch einpacken sollte, doch als er ihn sah, stürzte er auf ihn zu und packte ihn, da er ihn aus dem Zimmer tragen wollte. Als seine Frau das bemerkte, warf sie sich zu seinen Füßen und schrie „Du darfst ihn nicht essen, er ist doch der Prinz!“ Sein Vater schüttelte seine am Boden zerstörte Mutter ab, brachte ihn in sein Zimmer und schloss hinter sich die Tür. Draußen auf dem Flur konnte er seine Mut-

ter immer noch vor sich hin brabbeln hören, bis er das unverkennbare Geräusch der zuschlagenden Haustür unten vernahm. So saß er nun in seinem Zimmer und wartete, es schien ihm eine unerträglich lange Zeit vergangen zu sein, ehe er die Tür erneut hörte, dann die Schritte seines Vaters wie er langsam die Treppe hochkam und dann wie er vor dem Zimmer noch einige Male auf und ab ging, bevor er die Tür öffnete. Er sah niedergeschlagen, kraft- und mutlos aus, setzte sich neben Tom auf das Bett, was mehr so wirkte, als ließe er sich fallen, weniger, als machte er eine koordinierte Handlung und meinte, Tom wolle wohl wissen, was mit seiner Mutter sei und so erklärte er ihm, dass sie krank sei und da er ihr nicht helfen könnte, brachte er sie an einem Ort an dem man ihr half.

Nachdem er seine Erzählung beendet hatte, drehte er sich um und kramte weiter in einem Schrank hinter ihm, drehte sich wieder um und fragte mich, ob auch meine Eltern krank seien. Ich wünschte es, dachte ich bei mir, denn das wäre eine Erklärung der Dinge, die nicht ausschließen würde, dass sie mich lieben. Herr Behrens betrat das Lager, sah mich wieder mit seinem wohlwollenden Blick an und sagte zu mir „Eva, solltest du nicht langsam wieder nach Hause, wir wollen doch nicht, dass deine Großmutter böse mit mir wird, nicht?“. Ich sah auf eine der vielen Standuhren und erschrak, es war wirklich spät, ich hatte meine Zeit beinahe eine halbe Stunde überzogen; so schlüpfte ich wieder in meinen Mantel, verabschiedete mich und trat meinen kurzen aber schweren Weg zurück in die Pension an.

Um von vornherein zu verhindern, dass mir meine Großmutter wieder eine Tracht Prügel ange-deihen ließ, nahm ich von selbst so viele Holz-scheite für den Ofen mit, wie ich tragen konnte, sodass es mir einigermaßen schwerfiel, keines beim Besteigen der Treppe oder beim Öffnen der Tür zu verlieren. Nach dem ich die Stube betreten hatte sah ich, wie Großmutter am Ofen saß und ihre Pfeife rauchte. Sie sah mich ihrer-seits grimmig an und meinte, dass ich reichlich spät dran wäre, ich legte die Scheite in die dafür vorgesehene Kiste und zog meinen Mantel aus. „Das Essen war heute nicht viel und da du zu spät bist, hab ich es allein gegessen.“ Sie kramte ein wenig in einem Papiersack auf dem Tisch und warf mir voll Verachtung ein kleines Stück

Brot auf den selbigen. Um keine unnötigen Konflikte zu erzeugen, setzte ich mich schweigend und aß das Stück, während sie weiter selbstzufrieden ihre Pfeife paffte. Als der nächste Morgen langsam näher rückte, erwachte ich durch ein reges Getümmel am Empfang der Pension, es mussten wohl einige neue Gäste angekommen sein. Schlaftrunken rieb ich meine müden Augen und betrachtete die Eisblumen, die sich über Nacht am Fenster über meiner Schlafstätte gebildet hatten und da auch das Feuer im Ofen längst erloschen war, spürte ich, wie der Reif auf meiner Decke unter der Berührung meiner warmen Hände schmolz. Draußen war es noch immer dunkel, aber da das Schnarchen meiner Großmutter nicht mehr zu vernehmen war, war sie wohl längst auf ihrem Rundgang. So raffte ich mich auf und packte mein Bett zusammen, denn da meine Großmutter meinte, dass sie einen ungestörten Schlaf brauche, schlief ich auf einer Bank in der Stube, wovon man tagsüber natürlich nichts bemerken durfte. In dem Moment, in dem ich gerade meine Habseligkeiten in den großen, dunklen Schrank im Zimmer meiner Großmutter zu verstauen versuchte, knallte plötzlich die Tür auf und ich hörte, wie sie fluchend herein brauste: „Lumpenpack, elendes“, vernahm ich aus dem nebenliegenden Zimmer. „Wo bist du Göre, wenn man dich braucht?“, folgte darauf und ich eilte zu ihr, als sie griesgrämig meinte, ich solle mich anziehen und ihr bei den Zimmern helfen, denn es seien viele neue Gäste angekommen und wir müssten alle unbewohnten Zimmer wohnlich machen. Nun ja, ich kannte das ja schon, das hieß dann wohl, ich würde heute nicht zur Schule gehen, denn ein Zimmer wohnlich zu machen hieß so viel wie: alle Laken zu wechseln, Staub zu wischen, auch den Boden und nach Ungeziefer Ausschau zu halten. „Das wird dann wohl ein langer Tag werden“, dachte ich mir. So zog ich mich an und lief die Treppe runter, wo Großmutter schon auf mich wartete, sie war an solchen Tagen zwar immer sehr mürrisch, freute sich aber auch gleichzeitig, da die Gäste ihr für ihre Arbeit immer wieder etwas Kleingeld gaben. Im Waschraum füllte sie mir einen großen Eimer und einen Moment lang versank ich in dem Geräusch das das Wasser machte und folgte mit meinem Blick den abspringenden Tropfen. Erschrocken hob ich meinen Blick als sie mich anfauchte, dass sie mich nicht für Tagträumereien bei sich wohnen ließe und so schickte sie mich auf Zimmer 23.

Dieses Zimmer war mir schon immer unbehaglich gewesen, denn es war im obersten Stock und so gut wie nie bewohnt und außerdem war ich noch nie darin. Sie drückte mir also den Eimer in die Hand und deckte mich mit frischen Laken ein so dass ich meinte, fast zu ersticken. Als ich mein Gesicht endlich wieder befreit hatte, watschelte ich langsam, um nichts zu verschütten, los in Richtung Empfang um mir den Schlüssel zu holen. Oben vor der Tür angekommen, stellte ich den Eimer ab und atmete einmal tief durch, mit nicht wenig Unbehagen drehte ich den Schlüssel im Schloss und öffnete die Tür. Wie erwartet, war das ganze Zimmer von einer dicken Staubschicht bedeckt denn soweit ich wusste, wurde dieses Zimmer nur vermietet, wenn alle anderen belegt waren, was nicht sehr häufig der Fall war. Ebenfalls war mir auch völlig klar, warum mich meine Großmutter in dieses Zimmer schickte, denn soweit ich hörte, waren schon einige Gäste in diesem Raum verstorben und da Großmutter ein sehr abergläubischer Mensch war vermied sie es tunlichst, sich zu lange in diesem Zimmer aufzuhalten. Aber wo sie recht hatte, hatte sie recht, dieses Zimmer besaß schon eine düstere, kalte Atmosphäre, so sehr, dass ich beim Betreten spürte, wie sich mir alle Haare aufstellten und mir ein Schauer kalt den Rücken runterlief. Zunächst wischte ich mir die Sitzfläche eines Stuhls sauber, um die Laken ablegen zu können, und begann dann erst einmal damit, die Möbel zu reinigen. Es dauerte beinahe den ganzen Vormittag, diesen Ort ansehnlich zu kriegen, doch war ich noch nie so froh gewesen einen Raum wieder verlassen zu können. Unten am Empfang warteten einige der neuen Gäste immer noch auf ihre Zimmer, ich ging an ihnen vorbei ans Rezeptionspult und wollte Herrn Kolauski den Schlüssel überreichen, als er mich anwies, diesen einem jungen dunkelhaarigen Mann, der ein Jackett mit Flickern an den Ellenbogen trug und einen kleinen, dunkelblauen Koffer in der Hand hielt, zu geben. Verlegen näherte ich mich ihm und sagte leise „Entschuldigen sie Herr, ihr Zimmer“, und streckte ihm den Schlüssel entgegen. Er bemerkte erst gar nicht, woher die leise, piepsige Stimme, die ihn ansprach, kam, bis er zu mir heruntersah und mich breit angrinste. „Nenn mich doch Ed, so nennen mich alle meine Freunde, Kleines“, sagte er zu mir und fing an, in seiner Hosentasche zu kramen. Während ich immer noch den Schlüssel hielt, holte er etwas heraus, ersetz-

te damit den Schlüssel in meiner Hand und meinte, ich solle mir davon etwas Süßes kaufen. Normalerweise passierte mir so etwas nie und jetzt verstand ich auch die Freude meiner Großmutter nach einem solchen Tag. Da das nun erledigt war, machte ich mich auf die Suche nach ihr und fand sie in einem der Zimmer im Erdgeschoss. Zu meiner Verwunderung war sie richtig gut gelaunt und da nun beinahe alle Zimmer fertig waren, schickte sie mich, Holz für diese zu holen. Ich machte mich also ans Werk und begann systematisch, die Holzkörbe vor die Türen der Gästezimmer zu stellen. Als ich den letzten Korb abstellen wollte, öffnete sich die Tür von Nummer 23 und Herr Ed blickte mich abermals lächelnd an und fragte mich, wo denn die Kleiderhaken im Schrank wären. Ich betrat das Zimmer und zeigte ihm die große Lade unten und er fing an, jeden einzelnen sorgfältig im Schrank zu platzieren. Er war sicher nicht älter als zwanzig und hatte etwas sehr Zerstreutes an sich, fragte mich nach dem Essen hier und ob es morgens warmes Wasser gebe. Dabei war etwas an seiner Aussprache sehr seltsam, daher fragte ich ihn, woher er denn komme und er erklärte mir, dass er Amerikaner sei. Voller Freude erzählte ich ihm, dass mein Vater auch Amerikaner sei und fragte ihn, ob er ihn kenne. Er runzelte nachdenklich die Stirn und fragte mich, ob er denn auch einen Namen hätte und in diesem Moment wurde mir zum ersten Mal klar, wie wenig ich eigentlich über ihn wusste. Nicht einmal der Name meines Vaters war mir bekannt. Nach meiner Verneinung meinte Herr Ed, dass er ihn vermutlich ohnehin nicht kenne, da Amerika ein sehr großes Land sei. Als ich gerade im Begriff war zu gehen meinte er noch, ob ich nicht auch fände, dass dieses Zimmer etwas Merkwürdiges an sich hätte, ich stimmte ihm mit einem lächelnden Nicken zu und verließ den Raum. Während ich die Treppe hinabstieg stellte ich mir vor wie es wohl wäre, wenn mein Vater plötzlich käme und mich mit nach Amerika nehmen würde, denn wenn dort alle Menschen so nett wie Herr Ed sind, muss es ein wirklich wundervoller Ort zum Leben sein.

...wird fortgesetzt

von Nicole Hochholzer

EIN, ZWEI ZIGARETTEN NUR ...

Haste mal 1, 2 Zigaretten für mich,
ich rauch doch nicht, also nicht so richtig,
nur ab und an, dann und wann,
wenn's mich Mal wieder überkommt,
den kalten Luftzug inhalieren, die Wärme nach
außen spüren,
das Gefühl eines Bohemiens malträtiert,
sich dadurch geadelt fühlen,
nur für 1–2 Minuten,
das Gute vom Bösen trennen,
anstatt wieder hastig gegen die Zeit zu rennen
oder sie ungewollt zu verpennen.

1–2 Zigarettenlängen lang von Frieden träumen,
mit oder ohne Päpste, Indianer oder Lokalen,
einfach hier und im Moment zu sein,
der Wert des Lebens als Beweis in Form 1er Zi-
garette zu legitimieren.

Rauch um Rauch, Zahn um Zahn,
1 Anruf, 1 Leben lang, die Sucht sich gegen
Normen zu stellen,
ohne den Anspruch offiziell dazugehören zu
wollen,
zu den Suchtlern, den Rauchbeinigen, den Lun-
genkrebslern,
– nur ab und an den Unkonventionalismus pla-
katieren,
mit Tschik und 1–2 Bieren,
2 Hände vollbepackt mit allem was man für den
Abend so braucht.

Freiheit, Luft und Liebe,
Zigarettenfilter im Getriebe,
eigens gewuzelt und mit Stolz entzunden,
um die nächste philosophische Diskussion zu
bekunden,
über Leben, Schmerz und Leiden,
das Glück in Form von Augenblick,
Liebe vergeht, Schmerz auch,
Leiden bleibt bestehen, doch wird verdrängt.

Ist die Zigarette aus, so hab ich dann
1 Päckchen, 1 Schächtelchen voll neuem Qual-
menrauch,
– die Garantie zu pausieren, den Gruß rauchend
zu artikulieren,
meine Rauchzeichen für die Außenwelt,
zu bestreiten mit Raucherwölkchen in Fantasien
umleiten,
Cowboys und französische Diven,
haben den Drang zu lang und cool zu wirken,
Handlungen von Zigaretten lernt man nicht in
der Schule,
sondern in den Pausen davor.

In keinem Buche steht, ein Mythos, eine Ge-
schichte,
1 Finger lang und mit Tabak gestopft,
weitergebend an die Jüngeren aus dem Topf
kollektiven Wissens.

Tabakfabrik und Stopfer,
verwohnt und qualmend verwöhnt mit Austria 3,
– der Linzer, ruhige Kugel schiebt,
in Kultur, mit Blick auf Donau und Meer mehr ...

Haste mal 1, 2 Zigaretten nur,
1–2 nur für mich, ich rauch doch nicht,
nur zum Beenden dieses Gedichts ...

von Magdalena Freund

UN_ERHÖRT – UNI_HÖRT

Wir haben die KU-Studierenden gefragt, was in ihrer persönlichen Sommer-Playlist nicht fehlen darf, egal ob Schnulze, Reggae oder doch ein bisschen summer feeling?

Hier bitte: Stell dir aus unserer Playlist deine eigenen Favoriten zusammen.

Der Sommer kann kommen!

TOP 20 SUMMER PLAYLIST

INTERPRET	SONG
Xavier Rudd	Messages
Alexander Ebert	Truth
Oasis	Wonderwall
Wanda	Columbo
Camila Cabello	Havana
Danny Ocean	Me Rehúso
Alvaro Soler	Lucía
Luis Fonsi, Demi Lovato	Èchame La Culpa
Toten Hosen	An Tagen wie diesen
Julian le Play	Mein Anker
Labrinth	Jealous
AnnenMayKantereit & Milky Chance	Roxanne (Cover)
Bear's Den	Isaac
Ed Sheeran	Perfect
Liam Payne & J Balvin	Familiar
Kate Yanai	Summer dreaming (Barcardi feeling)
Green Day	When September Ends
Pink Floyd	Comfortably numb
Patrice	Soulstorm
3MinutenEi ft. Average & Url	Der letzte Sommertag

von Magdalena Freund

IMPRESSUM

Ausgabe 25 / Juni 2018

DYNAMIS

Studierenden-Zeitschrift der KU Linz

HERAUSGEBER

Studierende der KU Linz

REDAKTION UND VERTRIEB

Magdalena Freund
Stefan Gassenbauer
Andreas Haider
Nicole Hochholzer
Franz Naarn
Peter Schink
Elisabeth Süß

LAYOUT

BK Layout+Textsatz
4845 Rutzenmoos, Ritzing 3
bernhard.kagerer@inode.at

AUFLAGE

250 Stk.

DRUCK

kb-offset Kroiss & Bichler GmbH & CoKG
4844 Regau, Römerweg 1

KONTAKT

Katholische Privat-Universität Linz
Redaktion »dynamis«
4020 Linz, Bethlehemstr. 20
dynamis@ku-linz.at

Die Artikel spiegeln nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wider. Falls nicht anders angegeben, sind die Abbildungen Werke der Autor_innen oder entstammen freien Internetquellen. Sollten Sie der_die Urheber_in der Bilder sein, bitten wir Sie darum, mit der Redaktion in Kontakt zu treten.

BEITRÄGE AN

dynamis@ku-linz.at